

Anne
Barns

Apfelkuchen
am
Meer

mtb

Roman

ANNE BARNs
Apfelkuchen am Meer

Format 12,5 x 18,6 cm
ISBN 978-3-95649-710-0
352 Seiten / erscheint 05/2017
9,99 € [D] / 10,30 € [A]

Apfelkuchen am Meer

Durch Zufall findet Hobby-Tortendekorateurin Merle im Blog einer Unbekannten ein Rezept für Töwerland-Torte. Genau dieses Rezept für die leckere Apfelbuttertorte wird seit jeher vertrauensvoll in ihrer Familie weitergegeben, von Generation zu Generation. Merle macht sich im Auftrag ihrer Mutter auf den Weg nach Juist, um die Bäckerin der Torte zu suchen. Auf der zauberhaften Insel findet sie heraus, dass es noch mehr Geheimnisse gibt, die in der Familie gehütet werden.



© Salvatore Russo

Anne Barns ist ein Pseudonym der Autorin Andrea Russo. Sie hat vor einigen Jahren ihren Beruf als Lehrerin aufgegeben, um sich ganz auf ihre Bücher konzentrieren zu können. Sie liebt Lesen, Kuchen und das Meer. Zum Schreiben zieht sie sich am liebsten auf eine Insel zurück, wenn möglich in die Nähe einer guten Bäckerei.

Liebste Freundin,

du weißt, wie sehr ich die Insel geliebt habe. Besonders in der letzten Zeit denke ich oft an die schönen Tage damals zurück, die wir dort gemeinsam verbracht haben. Dann fühle ich die warmen Backsteine, über die wir barfuß gerannt sind, wenn wir Kinder mal wieder die Zeit vergessen hatten und uns sputen mussten, um rechtzeitig zum Mittagessen zu Hause zu sein. Die Ritzen zwischen den Steinen steckten voller Sand. Er war überall. Manchmal kam mir die Insel vor wie ein einziger großer Sandhaufen. Ein Sandhaufen, über dem ein Lauber liegt. Mein Glück war perfekt, wenn ich durch die weit geöffneten Fenster unseres Hauses schon aus der Ferne erahnen konnte, dass meine Mutter einen Apfelkuchen in den Ofen geschoben hatte. Der süße Duft vermischte sich mit dem salzigen des Meeres, das hinter uns lag. Ich weiß nicht, wie oft ich den Kuchen schon nachgebacken habe, aber er hat nie wieder so geschmeckt wie damals. Fast kommt es mir so vor, als würde eine wichtige Zutat fehlen. Ob es die Äpfel sind, die meine Mutter direkt vom Baum hinter dem Haus pflückte? War die Butter eine andere? Das frisch gemahlene Mehl? Oder ist es der abhandengekommene Geschmack der Kindheit, an die ich nach all den Jahren wieder schöne Erinnerungen habe? Das verdanke ich allein dir. Die Insel und du, ihr wart eins. Es ist ein wunderschönes Gefühl, dich noch immer dort zu wissen. Und ich sitze hier, meilenweit von dir entfernt, und frage mich, wer mit dir im Töwerland geblieben ist. Wen hat es von der

Insel vertrieben? Wer ist gegangen, nur um später irgendwann zurückzukehren, wie auch ich es vorhatte? Steht unser Haus noch? Und der alte knorrige Apfelbaum? Weißt du noch, wie herrlich die frisch zubereitete Apfelbutter geschmeckt hat, wenn wir sie noch warm auf einer Scheibe Stuten gegessen haben? Du mochtest sie am liebsten, wenn die Masse schon fast einen Ticken zu lang vor sich hin geschmort hatte und anfing zu karamellisieren.

Ich werde jetzt zum Supermarkt fahren und Äpfel kaufen. Wenn ich Glück habe, finde ich eine Sorte, die nicht allzu wässrig schmeckt. Und dann werde ich den Kochlöffel schwingen, um den Duft meiner Kindheit in mein Haus zu zaubern. Meine schönsten Erinnerungen an das Zauberland will ich für dich in dieses Buch schreiben. Jetzt, da ich weiß, dass meine Tage gezählt sind, möchte ich nur noch an die guten Momente denken. Die schlechten werde ich nicht mit ins Grab nehmen, das habe ich mir ganz fest vorgenommen!

In liebe
Mary

1.

„Bin da!“ Ich schnuppere durch die Luft. Der unverkennbare Duft von Plätzchen zieht durch das Haus, und zwar von oben nach unten. Mein Vater hat sich seine eigene kleine Backstube im Dachgeschoss eingerichtet, wo er jeden Tag ungestört werkeln kann. Wahrscheinlich Spritzgebäck, denke ich, ziehe meine Schuhe aus und gehe den Flur entlang in die Küche.

Meine Mutter steht hinter dem Herd. Sie öffnet den Deckel eines Topfes und schüttet einen Beutel Fadennudeln hinein.

„Mama ...“, sage ich leise, damit sie sich nicht erschrickt.

Sie dreht sich um. „Merle, da bist du ja.“ Ein Lächeln huscht über ihr Gesicht. „Es gibt Hühnersuppe. In zehn Minuten können wir essen.“

„Lecker, ich habe einen Bärenhunger!“ Ich gehe zu ihr, um sie zu drücken. Dabei fällt mir wieder einmal auf, wie dünn sie geworden ist. Seitdem Vaters Bäckerei bankrottgegangen ist, hat sie etliche Kilo abgenommen. Der Stress der letzten Jahre ist ihr an die Substanz gegangen. Ich zeige nach oben. „Plätzchen?“

Meine Mutter nickt. „Etliche Kilo. Ich weiß schon gar nicht mehr, wohin mit dem ganzen Zeug – mitten im Sommer!“

„Ich nehme welche mit zur Uni. Morgen ist das letzte Seminar vor den Semesterferien. Da ist sowieso nur gemütliches Beisammensitzen und Kaffeetrinken angesagt.“

„Mach das.“ Sie seufzt. „Er steht schon den ganzen Tag am Backofen.“

„So schlimm?“

„Na ja, wie man's nimmt. Immer noch besser, als hier unten mit Grabesmiene rumzusitzen und sich selbst zu bemitleiden. Er hat heute erfahren, dass eine große Bäckereikette eine Filiale dort eröffnen wird.“

„Ist vielleicht das Beste. Die können sich die hohen Mieten wenigstens leisten.“

„Stimmt. Und den Kunden ist es sowieso egal, ob die Brötchen mit der Hand geformt werden oder vom Laufband kommen.“

„Ja, leider.“ Unsere Bäckerei lief eigentlich sehr gut. Ihr Standort am Rande der Essener Innenstadt war zwar nicht die allerbeste Lage, aber wir hatten viele Stammkunden. Doch dann wurde vor fünf Jahren direkt gegenüber ein neues Einkaufszentrum eröffnet. Mein Vater war der Ansicht, es mache keinen Sinn, dagegen zu konkurrieren, und es sei taktisch klüger, mit dem Strom zu schwimmen. Außerdem sei es sowieso an der Zeit zu expandieren. Er bekam den Zuschlag für ein großes Ladenlokal im Einkaufszentrum, doch die hohen Mieten fraßen alle Einnahmen auf. Der Kredit für die neue Einrichtung, die monatliche Tilgungsrate und der Knebelvertrag für das Ladenlokal, aus dem er nicht früher rauskam, führten letztendlich zur Insolvenz.

„Gibt es was Neues vom Anwalt?“

„Nein, nichts. Das ist es ja, was mich so zermürbt. Diese Ungewissheit ... Ich hoffe, wir behalten wenigstens das Haus.“

Ich greife nach der Hand meiner Mutter. „Bestimmt. Und wenn nicht, finden wir eine andere Lösung. Dann zieht ihr eben in meine Wohnung. Und ich suche mir was Neues. Aber jetzt warte erst einmal ab.“

Eine steile Falte bildet sich auf ihrer Stirn. „Das fehlt mir noch!“

„Ach, Mama ...“ Es tut weh, meine früher zumeist fröhliche Mutter so leiden zu sehen. Sie wirkt fast ein wenig verhärtet. „Ich habe übrigens was für dich!“ Vielleicht kann meine Entdeckung sie ein wenig ablenken. Ich ziehe meinen Pappordner aus der Tasche und gehe zum Tisch. „Komm, setz dich kurz.“

„Was hast du denn so Interessantes?“

„Hier!“ Ich gebe meiner Mutter das Rezept, das ich ausgedruckt habe, und beobachte ihren Gesichtsausdruck, während sie es studiert.

„Unser Familienrezept“, stellt sie fest. „Hast du etwas daran verändert?“ Sie sieht sich noch einmal die Zutaten an und dann mich. „Was ist damit? Warum machst du so ein geheimnisvolles Gesicht?“

„Ich habe gar nichts daran geändert. Es ist nicht unser Rezept. Letztes Wochenende habe ich einen Tortendekorationskurs gegeben und Nina, eine meiner Teilnehmerinnen, hat von einer Käsetorte geschwärmt, die sie in einer kleinen Juister Pension gegessen hat. Sie erzählte, sie sei mit wunderschönen Apfelfrosen dekoriert gewesen. Aber das ist noch nicht alles. Sie sprach von einer dunklen Apfelpaste unter der Käseschicht, die der Torte ein ganz besonders intensives Aroma verlieh. Ich habe im ersten Moment gedacht, ich höre nicht richtig. Nina war so begeistert von der Torte, dass sie nicht lockergelassen hat, bis die Inhaberin ihr das Rezept aufgeschrieben hat. Das ist das Rezept, es ist wie unseres! Und stell dir vor, sie nennt sie auch Töwerland-Torte, so wie wir.“

Meine Mutter sagt nichts. Sie schaut einfach nur auf das Blatt Papier.

„Mama, ist alles gut?“

Sie fährt sich durch das kurze braune Haar, das eine Farbauffrischung bitter nötig hätte. Der graue Ansatz ist bestimmt drei

Zentimeter lang. Sie hat früher immer sehr viel Wert auf ihr Äußeres gelegt. Ob es finanziell so schlecht steht, dass sie sich den Friseur nicht mehr leisten kann? Ich weiß, dass sie mich nicht mit schlechten Nachrichten belasten will. Ich soll mich auf mein BWL-Studium und die bevorstehenden Prüfungen konzentrieren. Damit es mir einmal besser geht und ich nicht die gleichen Fehler mache wie mein Vater. Aber sie sieht wirklich nicht gut aus. Mein Magen zieht sich zusammen.

„Du musst mal raus hier, Mama, auf andere Gedanken kommen. Was hältst du davon, wenn wir ein paar Tage wegfahren? Nur du und ich, das hatten wir doch schon immer mal vor.“

„Weißt du, wie die Inhaberin heißt?“ Meine Mutter reagiert gar nicht auf meinen Vorschlag. Sie sieht noch immer auf das Rezept. „Die Frau, die die Töwerland-Torte gebacken hat.“

„Frauke Anderson. Kennst du sie?“

„Nein, den Namen habe ich noch nie gehört.“ Sie legt das Blatt Papier auf den Küchentisch. „Vielleicht ist es einfach nur ein Zufall.“

„Das habe ich zuerst auch gedacht. Nina hat mir das Rezept per Mail geschickt. Dabei war auch ein Foto.“

Ich schiebe meiner Mutter den nächsten Ausdruck zu. Darauf ist das Foto einer Apfelrosentorte zu sehen, die fast genauso aussieht wie die, die in unserer Familie ganz klassisch zu jedem Geburtstag gebacken wird. Den kleinen Unterschied entdeckt meine Mutter sofort. Ihre Stimme klingt kratzig, als sie sagt: „Es fehlt eine Rose.“

„Ja. Bei deiner fehlen allerdings zwei.“ Wenn meine Mutter die Torte backt, gibt sie einen Mürbeteig in die Form und bestreicht ihn dick mit hausgemachter Apfelbutter, bevor sie ihn mit einer leckeren Quarkcreme füllt. Vor dem Backen legt sie, dicht nebeneinander, eine Apfelrose nach der anderen auf die

Füllung. Aber zwei Stellen irgendwo mittendrin lässt sie frei. Die große Schwester meiner Mutter und ihr Vater sind gemeinsam bei einem Badeunfall ums Leben gekommen. Damals war meine Mutter dreizehn Jahre alt. Als meine Großmutter für ihren nächsten Geburtstag die Torte backte, ließ sie zwei der Apfelrosen weg. Nachdem Oma vor acht Monaten in einem Altenheim untergebracht wurde, backt meine Mutter die Torte. Die Tradition wird fortgesetzt. An jeder Geburtstagsfeier wird dadurch an die geliebten Verstorbenen erinnert.

„Es könnte allerdings auch ein Zufall sein“, sagt meine Mutter. Vielleicht hatte sie nicht genügend Äpfel.“ Sie steht auf und geht zum Herd.

„Mama ...“ Hätte die Bäckerin nicht genug Äpfel gehabt, hätte sie sie einfach etwas weiter auseinandergesetzt. Die Lücken muss sie bewusst herbeigeführt haben. Und das weiß meine Mutter auch.

„Ich muss die Suppe noch nachwürzen. Dein Vater kommt gleich runter. Ich habe ihm gesagt, dass wir pünktlich um halb eins essen.“

Sie holt eine Vorratsdose aus dem Schrank und schüttet eine ordentliche Portion Salz daraus in den Topf. Und kurz darauf noch eine.

Wenn das mal nicht zu viel war, denke ich. Meine Mutter wirkt auf einmal wie ein Gespenst.

Ich stehe auf und stelle mich direkt neben sie. „Es tut mir leid. Ich wollte dich nicht aufwühlen mit den Rezepten“, erkläre ich. „Denkst du gerade an deine Schwester und an deinen Vater?“

Sie nickt, dann schüttelt sie den Kopf. „Ach, ich weiß auch nicht. Es ist jetzt so lange her, dass ich fast vergessen habe, dass es überhaupt passiert ist. Ab und an denke ich daran. Meistens,

wenn ich bei Oma bin und sie von alten Zeiten erzählt. Aber dann bin ich darauf vorbereitet, ich weiß ja, dass sie fast nur noch in der Vergangenheit lebt. Mit der Apfelrosentorte habe ich heute einfach nicht gerechnet. Aber manchmal holt einen die Vergangenheit eben doch ein.“

Das klingt ungewöhnlich geheimnisvoll und schwer für meine Mutter, aber ihre Gestik und das eben Gesagte machen mir deutlich, dass sie nicht darüber reden will, zumindest jetzt nicht. „Das wollte ich nicht. Ich habe nicht weiter darüber nachgedacht. Du siehst ganz blass aus.“

„Ach, Quatsch. Alles gut.“

Das ist es nicht. Ich erkenne meine Mutter kaum wieder. Sie wirkt unruhig, fast fahrig. Dass es sich hierbei um einen Zufall handelt, glaubt sie selbst nicht. Dann hätte sie anders reagiert.

„Soll ich dir was helfen?“, frage ich.

„Du kannst die Nudeln abschütten.“

„Okay.“

Während ich das Sieb aus dem Schrank hole, geht meine Mutter wieder zum Tisch. Sie betrachtet noch einmal eingehend das Foto der Torte. Über ihrer Stirn hat sich eine tiefe Falte gebildet. Wenn man sie nicht kennt, könnte man fast meinen, dass sie böse dreinschaut, aber es ist einfach nur ein Zeichen dafür, dass sie angestrengt nachdenkt oder sich auf etwas konzentriert.

„Irgendjemand muss die Rezepte weitergegeben haben“, überlegt sie nun doch laut. „Und da ich es nicht war, bleibt eigentlich nur Oma.“ Sie seufzt, wirkt aber nun gefasster. „Ich wollte sie heute sowieso besuchen. Vielleicht kann Sie mir etwas über diese Frauke Anderson erzählen.“

„Kann ich mitkommen? Ich war letzte Woche schon nicht da.“ Ich mag meine Oma. Aber sie ist nicht einfach. Früher schon

hat sie gerne an allem und jedem was auszusetzen gehabt und war ständig unzufrieden. Es tut mir sehr leid, dass sie nun im Altenheim wohnt, aber so ist es besser. Sie hat uns allen das Leben sehr schwer gemacht. Sie wurde aggressiv, misstrauisch und manchmal richtiggehend feindselig. Das ging so weit, dass sie meinen Vater beschuldigt hat, ihr Geld gestohlen zu haben. Und das ausgerechnet zu der Zeit, als seine Bäckerei gerade geschlossen worden war. Ich weiß, dass ihr Verhalten eine Folge ihrer Demenzerkrankung ist, aber es fällt mir trotzdem schwer, mich nicht von ihr angegriffen zu fühlen, wenn sie mich beleidigt. Sie war schon vorher Expertin darin, persönliche Schwachstellen zu treffen, wenn sie austeilt.

Meine Mutter stellt drei Suppenteller auf den Tisch. „Das ist eine schöne Idee. Lass uns zusammen zu ihr fahren“, sagt sie. „Holst du Löffel?“

„Ja.“ Ich zeige auf die Ausdrücke, die noch auf dem Tisch liegen. „Und was machen wir damit? Soll ich versuchen, noch etwas mehr rauszufinden? Oder noch besser ... Lass uns zusammen dahin fahren“, schlage ich spontan vor, während ich die Löffel aus der Schublade hole.

Meine Mutter schüttelt den Kopf.

„Ach, komm schon. Gib dir einen Ruck. Juist. Nur für ein paar Tage. Ich verspreche dir auch, dort nicht ins Wasser zu gehen.“ Seitdem ich ein Kind bin, warnt meine Mutter mich vor dem Meer. Ich bin zwar eine sehr gute Schwimmerin, da ich schon von klein auf in einem Schwimmverein angemeldet war, aber Wasser in Verbindung mit Wellen war immer tabu für mich. Meine Mutter hatte viel zu große Angst davor, ich könne das gleiche Schicksal erleiden wie ihre Schwester und ihr Vater.

„Das hat gar nichts mit dem Meer zu tun, Merle. Es ist an sich eine gute Idee. Du weißt ja, ich wollte immer mal dorthin

zurück, um mir noch einmal alles anzusehen. Aber das kann ich momentan leider unmöglich einrichten. Ich möchte deinen Vater ungern allein lassen. Und sich selbst von hier wegbewegen, das wird er auch nicht, bis endlich alles geklärt ist.“

„Stimmt, daran habe ich gar nicht gedacht. Dann eben danach.“

„Das machen wir, wir fahren nach Juist“, sagt meine Mutter. Aber das hat sie schon oft gesagt. Doch immer, wenn ich konkretere Pläne machte, passte es ihr aus irgendeinem Grund nicht.

„Ich würde unheimlich gerne sehen, wo du aufgewachsen bist. Aber wenn du nicht magst, kannst du es mir ruhig sagen. Ich würde das verstehen. Und dann nerve ich dich auch nicht mehr damit.“

„Du nervst mich nicht. Die Zeit war bisher einfach nur noch nicht gekommen. Wir fahren bald, versprochen. Papa nehmen wir mit. Das wird ihm guttun. Und vielleicht kann dein Frederik es auch einrichten. Was meinst du?“

„Bestimmt. Ich frag ihn nachher gleich mal. Tolle Idee!“ Ich stelle eine Porzellanschüssel mit den Suppennudeln auf den Tisch. Genau in dem Moment geht die Tür auf.

„Es riecht nach Mittagessen.“ Mein Vater kommt mit einem großen Plastikeimer in die Küche. Er trägt seine grauweiß karierte Hose und darüber seine weiße Bäckerjacke. Sie spannt etwas über dem Bauch. Er hat bestimmt sechs bis sieben Kilo mehr drauf seit der Schließung der zwei Läden. Und er war vorher schon nicht gerade schlank. Gut ist das nicht. Er hat Bluthochdruck; sein Herz macht ihm zu schaffen. Er müsste abnehmen und jeden Tag an der frischen Luft spazieren gehen, anstatt den ganzen Tag in der Backstube zu verbringen. „Ich habe dich gar nicht kommen hören. Hallo, mein Schatz.“

„Hallo Papa.“ Er hält mir den Eimer unter die Nase. „Vanillekipferl!“

„Ich habe mit Spritzgebäck angefangen, aber dann ging mir der blöde Vorsatz für den Fleischwolf an der Küchenmaschine kaputt. Momentan ist wirklich der Wurm drin. Das eine zieht das andere nach. Letzte Woche hat mein Mixer den Geist aufgegeben. Na ja, wofür hat man Hände?“ Er hält mir ein Kipferl hin. „Probier mal, die sind gar nicht schlecht, dafür dass sie in einem stinknormalen Ofen gebacken wurden.“

„Nichts da!“, ruft meine Mutter. „Erst mal wird zu Mittag gegessen.“

„Zum Espresso danach“, schlage ich vor. „Das sind ganz schön viele. Meinst du, ich könnte ein paar mit zur Uni nehmen?“

„Der Eimer ist für dich“, sagt mein Vater stolz. Oben steht noch einer.

„Danke, Papa. Vanillekipferl im Sommer. Damit bin ich morgen der Renner.“ Ich drücke ihm einen Kuss auf die Wange. „Du könntest dich mal wieder rasieren. Du bist ganz schön kratzig.“

„Jaja. Hat deine Mutter dich auf mich angesetzt?“

Ich sehe, sie rollt mit den Augen, und muss schmunzeln.

„Nein, wie kommst du denn darauf?“

„Ach, ich kenne euch doch.“ Er lächelt, als er das sagt. Das habe ich viel zu selten gesehen in der letzten Zeit. Seine Wangen sind leicht gerötet, seine Stirn und die kleine Glatze auf seinem Kopf glänzen. Unter seinen Fingernägeln kleben Mehltreue. Er sieht aus wie ein Bäcker aus dem Bilderbuch, denke ich.

„Du bist ganz verschwitzt“, stelle ich fest.

„Es ist verdammt warm da oben. Eigentlich müsste ich eine Klimaanlage installieren. Die Hitze steht ja geradezu unter dem Dach.“

„Das kann ich mir vorstellen.“ Es ist extrem heiß draußen. Wir haben Mitte Juli. Und das Thermometer ist die letzten Tage ständig über dreißig Grad geklettert. Aus den Augenwinkeln beobachte ich, wie meine Mutter zwei Tassen Wasser in den Suppentopf schüttet. Sie hat sie also tatsächlich versalzen. Sie schüttelt verärgert den Kopf und schmeckt noch einmal ab.

„Egal“, sagt mein Vater. „Ich bin ja froh, dass ich da oben in Ruhe backen kann.“ Er zeigt auf den Eimer. „Sie sind noch lauwarm.“

Ich schiebe mir schnell ein Kipferl in den Mund, bevor meine Mutter an den Tisch kommt.

„Lecker“, flüstere ich kurz darauf. „Was ist noch drin?“

„Ein Hauch Anis“, antwortet mein Vater verschwörerisch.

Meine Mutter stellt den Topf mit der Hühnersuppe auf den Untersetzer. „Was ist los?“, fragt sie und sieht uns nacheinander an.

„Nichts“, flunkere ich.

„Aha“, sagt sie. „Du hast allerdings Puderzucker im Mundwinkel kleben.“

„Echt?“ Ich lecke mit der Zunge den süßen Staub weg und wende mich an meinen Vater. „Erwischt.“

Er lächelt noch einmal. „Deine Mutter kann man nicht austricksen.“

Es macht mir Spaß, ihn aufzumuntern. Ich weiß, wie sehr ihm seine Bäckerei fehlt, aber es sind letztendlich die Selbstvorwürfe, die ihn zermürben. Er kann sich nicht verzeihen, dass er sich so verkalkuliert hat. Als meine Mutter ihm eine Kelle Suppe in den Teller gibt, fallen ihm die Ausdrücke auf, die immer noch auf dem Tisch liegen.

„Die Familienrezepte?“, fragt er.

„Ja“, antwortet meine Mutter, bevor ich etwas sagen kann, und nimmt die Papiere schnell vom Tisch. Ich beobachte, wie sie noch einen letzten Blick auf das Foto mit der Apfelrosentorte wirft, bevor sie es samt dem Rezept in der Schublade verschwinden lässt.

Zauberland-Erinnerung

Die Apfelbutter schmeckt erstaunlich gut. Ich habe ein paar Kilo McIntosh verarbeitet. Der Apfel hat eine angenehme Säure und eignet sich zudem prima zum Backen. Ein Kuchen steht schon im Ofen. Heute bekomme ich Besuch von einer Nachbarin. Ich bin müde, und eigentlich habe ich keine große Lust, sie zu sehen. Aber wir haben den Termin schon vor zwei Wochen vereinbart, und so kurzfristig möchte ich nicht absagen.

Ich weiß, dass ich jetzt klinge wie meine Oma . . . aber früher war vieles einfacher. Du hast an die Tür geklopft, wenn du Lust hattest, mich zu sehen. Und wie oft habe ich vor deinem Fenster gestanden, kleine Steinchen nach oben geworfen oder mir die Finger wund gepfiffen, wenn du wieder mal viel zu laute Musik anhattest und niemand anderes da war, um mir aufzumachen. Ich musste den richtigen Zeitpunkt zwischen zwei Liedern treffen, damit du mich hörst. Übrigens habe ich Joan Baez letztes Jahr live gesehen. Sie hat unser Lied gespielt – und ich habe daran gedacht, wie wir mit unserem Kassettenrekorder nebeneinander auf der schönen kunterbunten Patchworkdecke in den Dünen lagen und immer wieder zurück an den Anfang spulten . . .

2.

„Ist heute ein guter oder ein schlechter Tag?“, fragt meine Mutter.

Die Altenpflegerin lächelt. „Sie hat den Teller samt Mittagessen auf den Boden befördert, weil es ihr nicht geschmeckt hat. Aber momentan ist sie friedlich. Sie sitzt im Gemeinschaftsraum und isst Marmorkuchen. Der schmeckt ihr.“

„Danke.“

Ich gehe mit meiner Mutter den langen Flur des Altenheims entlang. „Versprich mir, dass du mich direkt ins Heim einquartierst, wenn es mich auch irgendwann erwischt“, sagt sie. „Komm nicht auf die Idee, es selbst schaffen zu können.“

„Du wirst es nicht bekommen. Du bist von Grund auf ein ganz anderer Typ, viel sanfter und umsichtiger.“

„Versprich es mir, Merle!“

„Okay, versprochen.“ Meine Oma ist an sogenannter frontotemporaler Demenz erkrankt. Dabei bleibt das Gedächtnis anfangs weitestgehend erhalten. Die Patienten zeigen allerdings ein auffälliges unsoziales Verhalten, sind gereizt, aggressiv. Erst später ähnelt sie der Alzheimer-Demenz. Es hat Monate gedauert, bis die Diagnose gestellt wurde. Meine Mutter ist eine Zeit lang jeden Tag zu Oma nach Hause gefahren, um ihr zu helfen. Als es immer schlimmer wurde, ist Oma vorübergehend in mein altes Zimmer unter dem Dach eingezogen. Aber das hat ihr auch nicht gepasst. Sie hat behauptet, sie könne die Treppen nicht mehr gehen – und mein Vater hätte sie extra

oben einquartiert, um sie von anderen Menschen fernzuhalten. Als Oma eines Tages aus dem geöffneten Fenster um Hilfe rief und Passanten bat, die Polizei zu rufen, da sie im Haus gefangen gehalten werde, entschied meine Mutter sich schweren Herzens dafür, sie in die Obhut von erfahrenem Pflegepersonal zu geben. Mittlerweile hat meine Oma auch Probleme mit ihrem Kurzzeitgedächtnis, und manchmal erkennt sie Personen nicht mehr oder verwechselt sie. Sie verlegt Sachen, kann sich schlecht konzentrieren und beginnt gängige Begriffe zu vergessen. Aber manchmal hat sie auch gute Tage. Dann kommt meine Mutter gut gelaunt aus dem Pflegeheim zurück. Aber in der Regel hat sie ein schlechtes Gewissen, weil Oma ihr gerne vorwirft, sie habe sie ins Altersheim abgeschoben. Manchmal kommt eben alles auf einmal. Erst läuft es in der Bäckerei nicht mehr rund, und dann wird Oma pflegebedürftig. Der Arzt hat meiner Mutter erklärt, diese spezielle Form der Demenz könne in einer Familie häufiger auftreten, falls sie durch Mutation im Erbgut ausgelöst worden sei. Die Ursache dafür sei jedoch noch nicht genauer erforscht. Ich greife nach ihrer Hand. „Du bekommst es nicht – und ich auch nicht, das weiß ich.“

„Das ist gut.“ Sie atmet tief durch und geht ins Zimmer. „Auf in den Kampf.“

Meine Oma sitzt allein am Tisch. Sie sieht uns auf sich zukommen, verzieht aber keine Miene.

„Hallo, Oma.“ Ich drücke ihr einen Kuss auf ihre faltige Wange. Sie riecht nach dem Haarspray, das haufenweise auf ihrem zu einem ordentlichen Dutt frisierten Haar gesprüht wurde. Einmal die Woche kommt eine Friseurin, die sich um die Haare kümmert. Als meine Mutter sich zu ihr nach unten beugt, fällt mir wieder der graue Haaransatz auf. Ich nehme mir vor, meine Nachbarin Conny nächste Woche zu fragen,

ob sie Zeit hat, sie ein wenig zu verwöhnen. Conny hat sich vor ein paar Wochen mit einem mobilen Friseursalon selbstständig gemacht, kurz darauf hat sie geheiratet. Ich habe ihr eine Hochzeitstorte gebacken und dekoriert und nur die Materialkosten berechnet. Dafür habe ich eine Rundumbehandlung bei Conny gut. Ich lasse mein Haar allerdings gerade wachsen. Es fällt mittlerweile bis auf die Schultern. Von Strähnen und Kolorationen habe ich mich zunächst einmal verabschiedet. Mein Haar ist dunkelbraun, leicht wellig, und zum Glück habe ich nicht viel Arbeit damit. Ich trage meistens einen Seitenscheitel. Und wenn es schnell gehen muss, binde ich mir einen Zopf.

Meine Oma sieht an meiner Mutter vorbei zu mir. „Sieh an, hoher Besuch. Was verschafft mir die Ehre?“, fragt sie.

„Ich wollte dich gerne sehen“, antworte ich. „Letzte Woche hatte ich keine Zeit. Von Montag bis Freitag hatte ich Uni. Samstag musste ich lernen. Und Sonntag habe ich einen Tortendekorationskurs gegeben.“

Torten dekorieren liegt gerade voll im Trend. Und es bringt mir einen hübschen Nebenverdienst ein. Nach der Schule hatte ich vor, ganz klassisch in die Fußstapfen meines Vaters zu treten, und habe eine Lehre als Konditorin absolviert. Irgendwann wollte ich die Bäckerei meines Vaters weiterführen. Meine Mutter war es, die mich schließlich davon überzeugt hat, nach der Ausbildung zu studieren. Sie wollte, dass ich mit dem Abitur mehr aus meinem Leben mache. Dass sie ihre eigenen Pläne damals nicht weiterverfolgt hat, sondern sich damit abgefunden hat, nach der Hochzeit als Verkäuferin in der Bäckerei ihres Mannes zu arbeiten, bereut sie heute. Ursprünglich hat sie Erzieherin gelernt. Aber ihr Kindheitstraum war immer, Lehrerin zu werden.

Da ich mich schon immer für Zahlen und wirtschaftliche Zusammenhänge interessiert habe, entschied ich mich dazu, BWL an der Fachhochschule in Bochum zu studieren. Ich bin davon ausgegangen, dass es mir mal helfen wird, die Bäckerei eigenständig weiterzuführen. Mein Vater war glücklicherweise auch dafür, der genau zu der Zeit die Filiale im Einkaufszentrum eröffnete. Er fand, es sei eine gute Idee, mir das nötige Wissen anzueignen, um später eventuell sogar zu expandieren. Aber die Bäckerei gibt es nun nicht mehr. Und obwohl ich bald meinen Bachelor in der Tasche habe, weiß ich momentan nicht im Geringsten, was ich danach beruflich machen werde. Meinen Master und vielleicht eine ganz andere Richtung einschlagen? Aber was könnte das sein? Oder doch in einer Konditorei arbeiten und irgendwann genug Mut haben, um eine eigene zu eröffnen?

„Merle hat doch bald Prüfung“, sagt meine Mutter und setzt sich zu Oma an den Tisch. Ich nehme neben ihr Platz. „Dann ist sie fertig mit ihrem Studium.“

„Gut, dann kann sie ja endlich ordentlichen Kuchen backen“, sagt meine Oma und schiebt den Teller zu mir. „Die Altenpflegerin hat sich geirrt. Der Kuchen hat ihr nicht geschmeckt. Anstatt ihn zu essen, hat sie ihn zerkrümelt. „Er ist mit Margarine gebacken. Und irgendein Idiot hat Butteraroma reingeschüttet. Zu trocken ist er auch. Er ist ungenießbar. Probier selbst.“

Ich stecke mir ein paar Krümel in den Mund. „Du hast recht. Er schmeckt künstlich.“

„Sag ich doch.“ Sie sieht meine Mutter an. „Früher hatte ich meinen eigenen Herd, aber den habt ihr mir ja weggenommen.“

Meine Mutter geht nicht auf Omas Anschuldigung ein.

Stattdessen lächelt sie und stellt eine Schachtel mit Papas Vanillekipferln auf den Tisch. „Versuch mal die“, sagt sie.

Oma greift zu und beißt zögerlich ein winziges Stück ab.

„Da ist gute Butter drin“, erklärt meine Mutter.

Oma beißt noch einmal ab, diesmal etwas mehr.

Es kommt bestimmt eine abfällige Bemerkung, aber ich täusche mich. „Backen kann er ja, dein Mann“, sagt sie und schiebt sich den Rest in den Mund.

Meine Mutter strahlt. Sie freut sich, dass Oma heute anscheinend wirklich einen guten Tag hat. Für ihre Verhältnisse ist sie relativ nett und auch klar im Kopf.

„Du siehst hübsch aus“, sage ich. „Das Kleid steht dir gut. Ist es neu?“ Oma trägt ein schickes dunkelblaues Kleid mit Spitzeneinsatz am Ausschnitt. Man könnte fast meinen, sie hat noch etwas vor.

„Papperlapapp, das habe ich schon Ewigkeiten. Heinrich hat es mir geschenkt.“

„Es ist auf jeden Fall sehr schön.“ Heinrich hieß mein Opa. Da ich nicht weiß, ob das Kleid wirklich schon so alt ist oder Oma wieder in die Vergangenheit abdriftet, sage ich lieber nichts mehr dazu.

„Sag mal, Mutti, du weißt doch viel über Juist. Kannst du dich auch noch an die Einwohner dort erinnern? Ich habe da so was gehört ...“

Ah, meine Mutter fällt nicht gleich mit der Tür ins Haus. Sie weckt Omas Neugierde. Die Strategie geht auf.

„Natürlich, um wen geht es denn?“

„Frauke Anderson.“

„Und was hat sie angestellt?“

„Sie führt eine kleine Pension auf Juist. Ich wollte eigentlich nur wissen, ob man sie weiterempfehlen kann.“

„Kann ich dir nicht sagen. Den Namen habe ich noch nie gehört.“

„Nur den Nachnamen nicht oder auch nicht den Vornamen?“, frage ich.

„Ich bin doch nicht doof.“ Omas Stimme wird etwas lauter. „Ich kenne keine Frau, die Frauke heißt. Zumindest keine, die damals auf der Insel aufgewachsen ist. Und einen Mann mit dem Namen Anderson gab es auch nicht.“

„Du hast meine Gedanken erraten“, sage ich.

Oma nickt. „Es gibt keine Frauke, die einen Anderson geheiratet hat. Die müssten beide zugezogen sein.“

„Eine Freundin hat Merle erzählt, sie habe dort eine leckere Apfeltorte gegessen“, erklärt meine Mutter. „Sie hat das Rezept von dieser Frauke Anderson bekommen. Es gleicht dem für unsere Töwerland-Torte. Ist doch merkwürdig, oder?“

„Von mir hat sie es nicht. Ich hüte meine Geheimnisse.“ Die Gesichtszüge meiner Oma verhärten sich, sie klingt sehr abfällig, als sie sagt: „Vielleicht war es deine Schwester. Sie hatte ihr eigene Moral.“

Damit habe ich nicht gerechnet – und meine Mutter auch nicht. Sie ist einen kurzen Moment sprachlos, aber fasst sich schnell wieder. Wenn Oma von einer Sekunde auf die andere gemein wird, macht es in der Regel keinen Sinn, mit ihr zu diskutieren.

„Ach, wahrscheinlich war es nur Zufall“, wiegelt meine Mutter ab. „Soll ich Ernst fragen, ob er einen Marmorkuchen für dich backt?“ – „Ja, mach das. Du kannst froh sein, dass du deinen Mann noch hast.“ Meine Oma sieht mich an. „Hat sie dir erzählt, dass meine eigene Tochter mir den Mann weggenommen hat? Du siehst ihr übrigens immer ähnlicher. Sie hatte die gleichen großen braunen Augen wie du. Alle Männer waren

ganz verrückt nach ihr.“ Sie richtet sich wieder an meine Mutter. „Du solltest gut auf sie aufpassen. Nicht dass sie deiner Schwester auch in anderen Dingen ähnelt. Das könnte böse für dich ausgehen.“

Böse ist hier wieder einmal nur Oma. Ich beiße mir auf die Zunge, um es nicht auszusprechen.

„Es war ein Unfall, Mutti.“ Die Stimme meiner Mutter klingt streng.

„Ach was, sie war schon immer ein hinterlistiges kleines Ding. Sie hat ihn ins Meer gelockt, weil sie ihn mir wegnehmen wollte. Deine Schwester hat ihn mir einfach nicht gegönnt. Sag ihr, dass sie sich nie wieder bei mir blicken lassen soll.“

Meine Mutter verzieht gequält das Gesicht. Dass Oma und Undine kein gutes Verhältnis miteinander hatten, weiß ich. Aber die Anschuldigungen, die Oma da vom Stapel lässt, sind mir neu. Das war es also mit dem guten Tag, denke ich und versuche, meiner Mutter zu helfen, der die Worte fehlen, indem ich Oma vom Thema ablenke.

„Hast du etwas Besonderes vor heute? Macht ihr noch einen Ausflug?“, frage ich sie. „Wegen des schönen Kleides, das du trägst.“

„Heinrich hat es mir geschenkt“, betont Oma noch einmal. „Er liebt dieses Kleid an mir. Er hat immer nur mich geliebt. Bis du geboren wurdest. Du solltest dich schämen.“ Oma schaut mich aufgebracht an.

„Das ist nicht Undine. Das ist Merle, meine Tochter“, sagt meine Mutter. Ihre Stimme klingt ganz ruhig.

„Ich bin doch nicht doof. Ich weiß, wer das ist.“ Sie sieht sich im Raum um, dann flüstert sie. „Sie geben mir Tabletten, weil sie mich vergiften wollen. Aber ich schütte sie jeden Morgen in die Toilette. Seitdem funktioniert mein Kopf wieder ganz klar. Ich

löse jeden Tag mindestens drei Kreuzworträtsel. Das schafft sonst niemand hier.“

„Das ist gut, das freut mich für dich. Ich habe dir auch neue Rätselhefte mitgebracht.“ Meine Mutter holt sie aus ihrer Tasche. „Hier.“

Oma greift nach der Brille, die an einer goldenen Kette um ihren Hals hängt, und setzt sie sich auf die Nase. „Ihr dürft jetzt gehen“, sagt sie, als sie nach den Heften greift. „Und nehmt den Teller mit den Kuchenresten mit. Ihr könnt damit die Vögel füttern.“

Kurz darauf laufe ich neben meiner Mutter wieder durch den langen Flur. Sie stellt den Teller auf den Geschirrwagen, der an der Wand steht. Dabei seufzt sie laut.

„Weißt du, was das Schlimme an der Sache ist?“, sagt sie, als wir weitergehen. „Ich weiß, dass die Krankheit sie so unausstehlich werden lässt. Aber sie war früher schon kein Engel. Das, was sie gerade gesagt hat, meinte sie ernst. Sie war eifersüchtig auf Undine, weil sie ein besonders gutes Verhältnis zu unserem Vater hatte. Manchmal kam meine Mutter mir vor wie die böse Stiefmutter von Schneewittchen. Undine war nicht nur hübsch. Sie war bildschön. Wie du. Du siehst ihr wirklich ähnlich, damit hat Oma recht. Du hast nicht nur ihre sanften braunen Augen, du hast auch die weiblichen Proportionen der Tammenas geerbt, du kommst nach der Mutter meines Vaters, wie Undine. Aber es ist nicht nur das Äußere. Wenn Undine einen Raum betrat, füllte sie ihn aus. Sie zog sofort die Blicke auf sich. Das ist bei dir auch so.“

Das hat meine Mutter mir schon häufiger gesagt. Mir ist es allerdings eher unangenehm, wenn ich im Mittelpunkt stehe. Und ich finde mich auch nicht besonders attraktiv. Meine Augen sind schön, das stimmt. Und mein Mund auch, obwohl ich ihn als et-

was zu groß empfinde. Aber meine vollen Lippen wurden schon oft bewundert. Frederik liebt meinen Knutschmund, wie er immer so schön sagt. Die weiblichen Proportionen gefallen mir allerdings gar nicht. Meine Taille ist zwar schmal, aber ich habe doch recht ausladende Hüften – und leider die Tendenz meines Vaters geerbt, bei Stress zuzunehmen. Was meine Mutter als weiblich bezeichnet, nenne ich schlicht einen dicken Hintern.

„Ihr hättet euch gut verstanden, Undine und du.“

„Ja, ganz bestimmt. Schade, dass ich sie nie kennengelernt habe.“ Wir gehen schweigend nebeneinander den Gang entlang. Ich erinnere mich noch ganz genau daran, wie es war, als meine Mutter mir erzählt hat, was damals passiert ist. Ich war vierzehn und stinksauer auf sie, weil sie mir nicht erlaubte, in den Sommerferien mit meinen Freundinnen nach Holland in ein Ferienlager zu fahren. Ich wusste, dass ihre Schwester und der Vater ertrunken waren, hatte aber bis dahin keine Details erfahren. Weder Oma noch meine Mutter sprachen darüber. Die Vergangenheit wurde einfach totgeschwiegen. Ich warf meiner Mutter vor, ihre Ängste würden mein Leben zerstören und sie sei maßlos egoistisch, dann knallte ich vor ihrer Nase die Tür meines Zimmers zu. Schon wenig später bereute ich es. Während ich noch gegen den Trotz ankämpfte, der mich davon abhielt, mich sofort bei ihr zu entschuldigen, holte meine Mutter ihre mit weißen Muscheln beklebte Holzkiste. Sie setzte sich damit zu mir ans Bett und zeigte mir ein Foto von Undine, das einige Monate vor ihrem Tod aufgenommen war. Sie erzählte mir, es sei eins der wenigen Erinnerungsstücke an sie, da Oma in ihrem Schmerz alle anderen Fotos vernichtet hätte. Eine Freundin von Undine hätte es ihr geschenkt, kurz bevor Oma und Mama die Insel verlassen hätten, um weit weg vom Meer neu anzufangen. Mama war

vierzehn, als sie Juist verließ, so wie ich zu dem Zeitpunkt. Ihre Schwester war siebzehn Jahre alt, als sie beim Wetschwimmen gegen den Vater zu weit hinaus ins Meer geschwommen war. Anscheinend hatte sie ihre Kräfte dabei überschätzt. Der Vater rief nach ihr, aber sie hielt nicht an. Er schwamm ihr hinterher, um sie zurückzuholen. Meine Mutter hat mit angesehen, wie er plötzlich unterging. Die See war ganz flach. Es war windstill an diesem Tag. Sie rief nach Undine, sie solle dem Vater helfen. Aber auch die war plötzlich verschwunden. Wenn andere Badegäste meine Mutter nicht zurückgehalten hätte, wäre auch sie losgeschwommen, um zu Hilfe zu eilen. Ich spüre, wie sich Gänsehaut über meinem Körper ausbreitet. Mir ist plötzlich eiskalt. Fast kommt es mir vor, als sei ich plötzlich wieder vierzehn. Ich habe damals sehr geweint, als meine Mutter mir die Geschichte erzählt hat. Weil sie so traurig dabei aussah – und weil es ein unerträglicher Gedanke war, dass auch ihr etwas hätte passieren können. Es war ein schlimmer Moment. Aber er war auch sehr schön. Ich habe ihr versprochen, immer gut auf mich aufzupassen, und ihr gesagt, wie lieb ich sie habe – und dass ich gar nicht mehr in das blöde Ferienlager möchte. Da fing auch sie an zu weinen. Als sie fünfzig wurde, habe ich das Foto heimlich aus der Kiste gemopst und es von einem guten Fotografen vergrößern und in einem warmen Sepiaton aufarbeiten lassen. Es zeigt Undine im Schneidersitz am Strand. Sie trägt kurze dunkle Shorts und ein helles Top. Ihr Haar hat sie mit einem breiten Tuch aus dem Gesicht geschoben. Sie hält beide Arme weit von sich gestreckt, lässt Sand durch ihre Finger rieseln und lacht. Das Foto steht auf der Kommode im Schlafzimmer meiner Eltern, neben einem von mir. Oma und Mama haben recht, ich sehe Undine wirklich ähnlich.

„Ich spreche noch kurz mit der Pflegerin“, sagt meine Mutter, als wir fast am Empfang sind. „Möchtest du schon mal rausgehen?“

„Ja.“ Ich reibe mir meine nackten Arme – und bin froh, als ich in der warmen Sonne stehe. Das Gespräch mit meiner Oma hat mich doch sehr aufgewühlt.

Es dauert nicht lange, da kommt meine Mutter auf mich zu. „Sie schmeißt die Tabletten nicht in die Toilette. Die Pflegerin hat gesagt, sie bleibt extra bei ihr stehen, um zu überprüfen, ob sie sie schluckt.“

„Das ist vernünftig. Ich würde ihr glatt zutrauen, dass sie sie verschwinden lässt.“

„Deswegen habe ich auch noch mal nachgefragt.“ Sie legt ihre Hand auf meine Schulter. „Geht es dir gut? Du darfst Oma nicht so ernst nehmen.“

Das ist wieder mal typisch. Sie macht sich Gedanken darüber, wie es mir geht. Dabei ist sie diejenige, die ganz offensichtlich noch mehr unter der Situation leidet.

„Ich finde ehrlich gesagt, dass Oma gemein ist. Und das hat nichts mit ihrer Demenz zu tun. Du hast eben selbst gesagt, sie sei früher schon kein Engel gewesen. Ich bin mir nicht sicher, ob sie manchmal ihre Erkrankung nicht auch als Vorwand nutzt, um fies sein dürfen. Am liebsten würde ich ihr mal ordentlich meine Meinung sagen. Zumal sie ja selbst immer betont, sie sei kerngesund.“

„Das Leugnen der Krankheit ist ganz normal, es gehört zum Krankheitsbild, das weißt du doch.“

„Ja schon. Aber du kannst nicht alles damit entschuldigen.“ Ich merke, dass Trotz in mir aufsteigt, obwohl ich weiß, dass meine Mutter recht hat. „Es tut mir leid, das zu sagen, aber sie ist irgendwie ... böse.“ Mir fällt kein besseres Wort ein, aber böse trifft es ganz gut.

„Es gibt Gründe dafür, dass sie ist, wie sie ist. Auch deine Oma hat ihre eigene Geschichte. Sie hatte es nicht einfach.“

„Ja, ich weiß. Aber du auch nicht. Und trotzdem hast du dir deine sanfte Art bewahrt. Du bist echt eine tolle Mutter, weißt du das?“

Meine Mutter wischt sich eine Träne aus dem Augenwinkel. „Jetzt werde ich ganz sentimental“, sagt sie.

„Aber es stimmt. Und weißt du was? Ich lade dich nächste Woche zu mir ein. Conny hat angeboten, uns die Haare zu machen, dafür, dass ich ihr die Hochzeitstorte gebacken habe.“ Das ist etwas geflunkert, aber nur ein bisschen.

Meine Mutter lächelt. „Schön, ich kann ein wenig Pflege gebrauchen.“

„Super, ich frage sie gleich, wann sie Zeit hat.“

Wir gehen nebeneinander zum Auto. Kurz bevor wir einsteigen, sagt meine Mutter: „Mich würde aber schon interessieren, wer diese Frauke Anderson ist – und von wem sie die Rezepte hat.“

(Zwei Wochen und zwei Kapitel später ... Merle ist die Apfelrosentorte nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Da ihr Freund Frederik sie nicht begleiten möchte und auch ihre Mutter sich nicht dazu überwinden kann, macht Merle sich allein auf den Weg nach Juist.)

Zauberland-Erinnerung

Unfassbar! Ich war heute auf der Juist-Homepage, und wer lacht mich von der ersten Seite aus an? Frenk! Er wurde zum Bürgermeister gewählt?! Und ordentlich zuggelegt hat er auch. Ich hatte ihn als großen schlanken Jungen in Erinnerung, der seinen Mund kaum aufbekam – und jetzt ist er ein übergewichtiger Bürgermeister, der viel zu sagen hat ... Verrückt!

Damals war er so was von unsterblich verliebt in dich. Aber du hattest nur Augen für deinen draufgängerischen Jamme. Wie alt waren wir? Vierzehn?

Ich kann mich noch ganz genau daran erinnern, wie entsetzt du warst, als du ihn knutschend mit dieser schrecklich dünnen Urlaublerin in einem Strandkorb erwischst hast. Du hast einen Tag lang geheult. Aber am nächsten ging es dir schon wieder gut. Ich habe dir meine Lieblingskette mit dem kleinen schwarzen Muschelanhänger geschenkt, und wir haben beschlossen, niemals zu heiraten ...

5.

Meine Mutter hat mich, seit ich denken kann, vom Meer ferngehalten. Doch ich fühlte mich von jeher zum Wasser hingezogen. Vielleicht ist es unbewusst der Reiz des Verbotenen, was es für mich so interessant erscheinen lässt. Angst davor hatte ich nie. Das kleine zweimotorige Flugzeug jedoch, das ich gerade skeptisch betrachte, sorgt für Magenumdrehungen, obwohl ich noch gar nicht eingestiegen bin. Ich greife nach meiner Reisetasche, gehe fest entschlossen in das Flugzeuggebäude und stelle mich in der Warteschlange an. Vor mir stehen vier Passagiere. Im Flugzeug haben maximal zehn Personen Platz.

„Das Gepäck bitte auf die Waage stellen. Hin- und Rückflug oder ein Verbundticket? Das bedeutet mit dem Flieger hin, mit der Fähre zurück. Haben Sie reserviert?“ Der Mann hinter dem Schalter spult immer die gleichen Sätze ab.

„Reserviert, auf den Namen Krüger. Kann ich das Ticket umtauschen, wenn ich mich doch wieder umentscheide und lieber mit der Fähre zurück möchte?“, frage ich. „Ich möchte erst einmal schauen, wie ich den Flug vertrage.“

„Sie fliegen zum ersten Mal mit uns?“

Ich nicke.

„Keine Angst, es wird Ihnen nichts passieren.“ Er grinst. „Und notfalls sind ja auch Schwimmwesten an Bord.“

Nicht lustig, denke ich; da sagt eine zierliche ältere Frau hinter mir: „Und du kriegst Ärger mit deiner Gattin, Klaas, wenn ich ihr erzähle, dass du hier den jungen Damen Angst machst.“

Sein Grinsen verstärkt sich. „Moin, Jella! Das kann ich natürlich nicht riskieren.“ Er wendet sich wieder an mich: „Til ist einer der erfahrensten Piloten. Sie werden noch nicht einmal ein Schaukeln spüren, versprochen.“

„Hin- und Rückflug dann“, entscheide ich spontan.

„Gute Wahl, Sie werden es nicht bereuen“, sagt die Frau zu mir. Sie hat kurzes schwarzes Haar, das mit ersten grauen Strähnen durchzogen ist. Ihr Gesicht ist braun gebrannt. Bestimmt lebt sie auf Juist. Ob sie meine Mutter kennt? überlege ich, als ich mit wackeligen Beinen in das Flugzeug einsteige. Aber ich bin viel zu nervös, um sie danach zu fragen.

„An den Sitzen vor ihnen stecken die Tüten, falls Sie sich übergeben müssen“, erklärt der Pilot. „Die Schwimmwesten finden Sie unter den Sitzen. Aber brauchen werden Sie sie nicht, weil Sie nämlich sowieso keine Zeit haben, sie anzulegen, falls wir abstürzen. Wir fliegen mit einer Britten-Norman-Islander, etwa 500 Fuß hoch, das sind nur hundertfünfzig Meter.“

Sehr beruhigend, denke ich und atme tief durch.

Die Motoren dröhnen laut, als wir langsam die Startbahn entlang rollen. Kurz darauf gibt der Pilot Gas – und wir heben ab, schrauben uns immer höher in den Himmel, überqueren darauf den Deich und blicken auf das Wattenmeer, das nun unter uns liegt. Wasser und Sand glitzern silbern in der Morgensonne. Ein wahnsinnig schöner Ausblick. „Alles gut?“

„Ja, danke.“ Das flaue Gefühl in der Magengegend hat sich schlagartig in Luft aufgelöst. „Seehunde“, ruft ein Passagier von hinten. Ich kneife die Augen zusammen und entdecke sie auch. Sie tummeln sich auf einer Sandbank in der Sonne. Und auf einmal liegt auch schon Juist vor uns. Die Zeit ist im wahrsten Sinne des Wortes wie im Flug vergangen. Wir sind gerade mal fünf Minuten in der Luft.

Die Insel sieht aus wie eine breite Sichel, die von der Natur in zwei Farben angemalt wurde. Die eine Hälfte ist grün, die andere beige. Wiese, Büsche, Bäume und Sand, sehr viel Sand. Ich denke an meine Mutter und wie schön es wäre, könnte sie jetzt bei mir sein. Sie hat die Insel nie von oben gesehen ...

Und dann ist die ganze Aufregung auch schon vorbei. Wir befinden uns im Landeanflug, die Räder berühren den Boden etwas holprig, aber das macht mir nichts aus. Wir bleiben auf dem kleinen Flughafen stehen. Ich bin tatsächlich geflogen, ich bin auf Juist.

„Und?“ Der Pilot hat schöne blaue Augen. Das ist mir vorhin gar nicht aufgefallen. „Das war toll! Ich freue mich jetzt schon auf den Rückflug.“

„So?“ Er lächelt. „Die meisten sind jedoch eher traurig, wenn sie die Insel wieder verlassen müssen. Wie lange bleibst du?“

„Eine Woche.“ Dass er mich geduzt hat, gefällt mir. Warum formell, wenn es auch lockerer geht? Wir dürften etwa im gleichen Alter sein, wahrscheinlich ist er sogar etwas jünger als ich. Einen erfahrenen Piloten stelle ich mir allerdings wesentlich älter vor. Also hat Klaas vorhin geflunkert. Gut, dass mir das vor dem Abflug gar nicht aufgefallen ist.

„Na dann.“ Er steigt aus, läuft vorn um das Flugzeug herum und öffnet meine Tür. „Vielleicht sieht man sich. Ich bin Til.“ Er hält mir seine Hand hin, und ich greife zu.

„Danke. Ich bin Merle.“

„Fährst du mit der Kutsche, oder läufst du?“

„Darüber habe ich mir, ehrlich gesagt, gar keine Gedanken gemacht. Ich muss in die Pension *Inselfrieden*. Ist es weit?“

„Fünfundvierzig Minuten zu Fuß.“

„Ich nehme die Kutsche.“

„Die braucht allerdings auch dreißig Minuten. Aber du musst ja dein Gepäck nicht unbedingt schleppen. Du kannst auch laufen und es vom Gepäckdienst in die Pension bringen lassen.“

„Kutsche!“, sage ich noch einmal. Das klingt schön romantisch.

„Viel Spaß. Die Kutsche steht vor dem Gelände.“

„Bis dann ... Danke noch mal.“ Ich verabschiede mich schnell, damit ich nicht doch noch laufen muss. Die schwarzhhaarige nette Frau fährt mit dem Fahrrad an uns vorbei, als ich als letzte Passagierin in die Kutsche klettere. Und schon kurz darauf setzen wir uns in Bewegung. Die Hufe der beiden Pferde klappern auf dem Steinpflaster. Sie ziehen die große schwere Kutsche gemächlich über die Insel. Vorbei an grasbewachsenen Hügeln, hinter denen das Meer liegt. Ich komme mir vor, als wäre ich nicht auf Juist, sondern in einem früheren Jahrhundert gelandet. Es fahren keine Autos, keine Motorräder, Busse, Lkws. Hier gibt es nur echte Pferdestärken, keine PS unter der Motorhaube. Auf Juist geht man zu Fuß, lässt sich kutschieren, oder man tritt in die Pedale. Wir werden von zwei lachenden Frauen auf knallroten Hollandrädern überholt. Die robusten Pferde lassen sich nicht davon beeindrucken, sie ziehen in aller Ruhe weiter auf die ersten Häuser zu. Irgendwo über uns kreischt eine Möwe. Mir gegenüber sitzt ein Pärchen im Alter meiner Eltern. Die Frau greift nach der Hand ihres Mann, atmet tief durch und sagt lächelnd: „Die Entschleunigung hat begonnen.“

„Guten Tag, mein Name ist Merle Krüger. Ich habe ein Zimmer reserviert.“

Eine junge blonde Frau mit Ponyfrisur und Pferdeschwanz steht an der Rezeption.

„Ja, hallo, guten Tag. Ich schau gleich nach Ihrem Zimmer. Die Hausdame ist leider nicht da. Ich bin das Zimmermädchen.“ Sie blättert in einem Buch. „Wie war Ihr Name?“

„Krüger, ich habe ein Einzelzimmer gebucht.“

„Ach ja, *das Kleine*, hier habe ich Sie. „Es tut mir leid.“ Sie schaut auf die große Standuhr, die an der Wand hinter der Rezeption steht. „Wir haben elf. Die Zimmer sind erst ab dreizehn Uhr bezugsfertig.“

„Das macht nix. Kann ich mein Gepäck irgendwo abstellen? Dann würde ich so lange einen Spaziergang machen.“

„Natürlich.“ Sie geht vor mir in den Raum, der sich gleich neben der Eingangstür befindet. „Es ist unser Kaminzimmer. Hier können Sie nachmittags eine Tasse Kaffee oder abends noch ein Glas Wein trinken. Sie können auch gerne hier warten, bis Ihr Zimmer fertig ist.“

Ich sehe mich kurz um. Der Raum ist gemütlich im Landhausstil eingerichtet. An der Wand steht ein weißes Regal, das voll mit Büchern gepackt ist. In der Ecke daneben befindet sich ein großer altertümlicher Kaminofen. Zwei große weiß-beige gestreifte Ohrmuschelsessel mit passenden Hockern laden zum Schmökern in einem der Romane ein ...

„Danke für das Angebot, aber ich möchte raus, zum Wasser. Können Sie mir sagen, wie ich gehen muss?“

„Wenn Sie aus der Tür gehen, liegt das Watt links, das Meer rechts. Sie können auch geradeaus gehen oder zurück. Auf Juist stehen Sie irgendwann immer vor Wasser oder Watt. Das Einfachste ist aber, Sie gehen rechts rum. Neben der Kirche führt ein Weg über die Dünen zum Wasser. Sie können es gar nicht verfehlen.“

„Super. Kann ich mich hier irgendwo umziehen?“ Die Idee kommt mir ganz spontan. Ich habe zwei Stunden Zeit ...

Keine zehn Minuten später stehe ich vor der Tür. Unter meinem luftigen Sommerkleid trage ich meinen Bikini. In meine Umhängetasche habe ich ein Handtuch und den restlichen Reiseproviant gepackt. Ich hole mein Handy hervor und werfe einen schnellen Blick auf das Display. Frederik hat mir nicht geantwortet, er lässt mich weiter schmoren. So ein Idiot, denke ich. Wenn er sich schon nicht dazu entschließen konnte, mich zu begleiten, so hätte er mir wenigstens viel Spaß wünschen können. Sein Schweigen macht mich wahnsinnig, und das weiß er ganz genau. Ich beschliesse, diesmal nicht klein beizugeben. Weder werde ich ihn anrufen, noch ihm ein weiteres Mal schreiben.

Ich gehe die Straße entlang, so, wie das Zimmermädchen mir empfohlen hat. Es ist heiß, bestimmt wird die Temperatur wieder an die fünfunddreißig Grad erreichen. Vor mir her fährt eine Kutsche. Eins der Tiere lässt Pferdeäpfel und einen Schwall Urin auf die Straße plumpsen. Pferdebenzin, denke ich. Ein beißender Geruch liegt in der Luft. Besser als Abgase – ich mache einen Bogen um Pfütze und Äpfel, die bald in der Sonne ausgetrocknet sein werden.

Als ich hinter der Kirche abbiege, atme ich tief ein. Der unangenehme Geruch hat sich verflüchtigt. Sand knirscht unter meinen Füßen. Mir wird klar, dass es nicht mehr weit sein kann. Ein Kribbeln erfasst mich. Gleich bin ich da! Der Weg führt an den Dünen entlang nach oben. Ein paar Urlauber kommen mir entgegen. „Moin“, sagt ein Mann zu mir, der nur eine Badehose trägt. Sein Haar ist nass.

„Moin“, antworte ich automatisch und lasse das Wort auf meiner Zunge nachklingen.

„Moin“, ertönt es kurz darauf wieder und wieder ... Die Menschen grüßen sich gut gelaunt. Fast alle lächeln mich an.

Etwa hundert Meter weiter merke ich, dass ich angesteckt wurde. Das Gutelaunavirus ist auf mich überggesprungen. Ich werde die Zeit hier auf Juist genießen, auch ohne Frederik! Ich ziehe meine Sandalen aus und grüße noch einmal lächelnd eine Frau, die an mir vorübergeht. Barfuß gehe ich die letzten Schritte nach oben – und bleibe überwältigt stehen. Vor mir liegt der breite weiße Sandstrand –, und dahinter das Meer. Es rollt in sanften Wellen gleichmäßig auf das Ufer zu, um sich gleich darauf behäbig wieder zurückzuziehen. Wie magisch angezogen, gehe ich den Holzsteg nach unten, der zum Strand führt. Der Sand ist warm. Links und rechts neben mir stehen bunte Strandkörbe, in denen Urlauber ihre Seele baumeln lassen. Als der Boden unter meinen Füßen feucht und fest wird, bleibe ich stehen. Meine Zehen graben sich tief in den Sand ein. Ich lasse meinen Blick über das Meer schweifen, bis zum Horizont. Ich lausche dem Rauschen des Meeres – bis Kinderlachen zu mir durchdringt. Ganz in der Nähe kniet eine Frau mit zwei kleinen Jungen im Sand. Sie bauen, bewaffnet mit Schaufeln und Eimern, eine riesige Burg.

Ich hole das Handtuch heraus, streife mein Kleid über den Kopf, stopfe es samt den Sandalen in die Tasche und gehe auf die kleine Familie zu.

„Entschuldigung“, sage ich, als ich bei ihnen ankomme. „Würden Sie vielleicht für einen Moment auf meine Sachen aufpassen? Ich bin gerade erst angekommen und möchte unbedingt einmal kurz ins Meer springen.“

„Springen geht nicht“, antwortet einer der beiden Jungen und schüttet Wasser in einen Graben, der unterhalb der Burg verläuft. „Dafür ist es zu flach.“

„Echt? Gut, dass du mir das gesagt hast. Aber ich passe auf und gehe vorher ein Stück rein.“

Der Kleine nickt und schaufelt Sand aus dem Graben.

Seine Mutter streckt mir eine Hand entgegen: „Geben Sie her. Ich achte gerne darauf. Und lassen Sie sie sich ruhig Zeit. So schnell werden wir hier nicht fertig.“ – „Oh, das ist lieb. Vielen Dank!“

Schaumige Wellen kitzeln an meinen Zehen, als ich am Wasser stehen bleibe. Ich gehe weiter, sie umspülen meine Knöchel, die Waden und den Bauch. Als eine größere Welle auf mich zu gerollt kommt, hebe ich die Arme, passe den richtigen Moment ab, und tauche kopfüber darin unter. Als ich wieder auftauche, zögere ich einen kurzen Moment. Aber dann schwimme ich zügig ein paar Meter auf das offene Meer hinaus. Es fühlt sich richtig an. Ich denke dabei an meine Mutter, an ihre Schwester und den Vater, aber ich habe keine Angst, denn ich fühle instinktiv, dass das Meer mein Freund ist.